Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 5 (1911)
Heft: 8

Artikel: Ein Frauenschicksal
Autor: Ragaz, Clara
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-132511

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

dich selbst" heißt seinen religiösen und sozialen Grundsätzen untreu werden. — W. Hämmerli.

Redaktionelle Bemerkung. Es ist uns sehr lieb, daß der wertvolle Aufsatz von Pfarrer Aeschlimann nachträglich doch auch in den Neuen Wegen noch ein Echo findet, und wir erklären uns mit den prinzipiellen Ausführungen des Verfassers durchaus einverstanden. Wir möchten der Bauernfrage gern ebensoviel Aufmerksamkeit schenken als der Arbeiterfrage. Denn wir haben für die Not des Bauern so gut ein Herz, wie für die des Arbeiters. Der Schreiber dieser Zeilen ist aus dem Bauernstande hervorgegangen, hat lange seine Arbeit getan (und zwar intensiv und nicht bloß zum Vergnügen) und auch seine Not gründlich kennen gelernt. Die zunehmende Verschärfung des Gegensatzes zwischen beiden ist ein nationales Unglück. Daran ist nicht in erster Linie der Arbeiter und seine Presse schuld, sondern die bürgerliche Presse im Ganzen und im besonderen die vom Bauernsekretär und seinen Gesinnungsgenossen geleitete. Man mag in Arbeiterkreisen wohl auch über die Bauern schimpfen, aber man findet hier niemals jenen verblendeten Haß und jene absolute Verständnislosigkeit, wie ihn der größte Teil unserer Bauern und besonders ihre Berufspresse der sozialistischen Arbeiterschaft gegenüber zeigt. Hier liegt sicher eine große Aufgabe für die kirchliche Arbeit vor; wie auf der andern Seite der vorhandene Zustand einen Vorwurf gegen die Kirche bedeutet; denn wie kann vom Christentum geredet werden, wenn ein Volksteil gegen den Andern nur Geringschätzung und Haß empfindet?

Wir denken aber nicht bloß an eine patriotische, oder politisch-soziale, sondern an eine religiöse Arbeit. Es gilt, auch den Bauern den sozialen Sinn des Evangeliums auf neue Weise nahe zu bringen. Er hat es dringend nötig. Das muß natürlich auf eine völlig andere Weise geschehen als in der städtischen oder industriellen Gemeinde. Aber die Wahrheiten, auf die es ankommt, sind die gleichen. Sie müssen nur ins Bäuerliche übersetzt werden. Der religiöse Sozialismus gehört auf die Dorfkanzel so gut als auf die Stadtkanzel — freilich nicht nur auf die Kanzel!

Die Neuen Wege stellen sich sehr gern in den Dienst dieser Aufgabe. Wir bitten die vielen Landpfarrer, die mehr oder weniger unsere soziale Gesinnung teilen, uns darin weiterhin und kräftiger als bisher zu helfen. Die völlige Freiheit der Aussprache ist auch in dieser Sache, wie in allen andern, jedem gesichert. L. R.

Ein Frauenschicksal.

Dulden, „Aus der Lebensbeschreibung einer Armen", betitelt sich ein Büchlein, das vor einigen Monaten von Professor Bleuler in Zürich bei Ernst Reinhardt in München herausgegeben worden ist. Es ist ein kleines Heftchen von etwas über fünfzig Seiten; aber diese wenigen Seiten umfassen so viel Leid, Schmerz und Elend — Proletarierelend, Kinderelend, Trinkerelend, Frauenelend. —

Es ist die Geschichte, leider die wahre Geschichte, eines Mädchens aus dem Arbeiterstand, wie sie sich aus seinen eigenen Aufzeichnungen ergibt. Man möchte wünschen, es wäre bloß die Geschichte dieser einen Frau; aber das ist noch das allerergreifendste an dieser Lebensbeschreibung, daß Tatsachen und Zustände, Gedankengänge und Anschauungen, die uns mit Abscheu und Schauder erfüllen, ganz kurz und sachgemäß und beinahe gleichgültig als etwas Selbstverständliches hingestellt werden. Wir haben es, wie die Vorrede sagt, mit einer

begabten Idiotin zu tun, die ohne Reflexion und Ausschmückung einfach die in sich aufgenommenen Eindrücke und Ereignisse in chronologischer Reihenfolge reproduziert. Gerade dieses unreflektierte Aufzählen innerer und äußerer Erlebnisse gibt uns aber ein Bild der Lebensverhältnisse, Vorstellungen, Moralbegriffe einer ganzen Volksschicht, wie es uns in dieser nackten Realistik nicht leicht sonstwo entgegentritt.

Nicht die Brotnot ist es, die das Leben des Kindes oder des jungen Mädchens am meisten drückt, obgleich es auch Zeiten knappen Verdienstes gibt, wo die Stückchen Brot den Kindern karg zugemessen werden und obgleich oft der Trunksucht des Vaters nicht nur dessen eigener Verdienst, sondern auch noch ein Teil der Löhne von Frau und Kind geopfert werden muß. Nicht die Arbeit ist es, die die Kindheit des Mädchens verbittert und seine Jugendzeit verkümmert, so hart es uns scheinen mag, wenn dem vierjährigen Kind schon die Pflege seiner zwei jüngeren Geschwister übertragen wird; wenn das noch nicht schulpflichtige Kind dem Vater Handleistungen am Webstuhl leisten muß, wenn es später neben der Schule zum Weben und Holzen verwendet wird und endlich, wenn das zur Frau herangewachsene Mädchen trotz einer offenbar zarten Gesundheit zweimal die Mühsale von Schwangerschaft und Geburt durchmacht, ohne deswegen die Arbeit in der Fabrik mehr als einen oder zwei Tag auszusetzen. Ja, nicht einmal das unstäte Herumziehen von einem Arbeitsort zum andern, von einer Wohnung in die andere, diese Heimatlosigkeit des Proletarierlebens empfindet sie in ihrer ganzen Trostlosigkeit. Das Gespenst ihrer Kindheit ist die Brutalität und Rohheit des Vaters, von der Mutter und Kinder gleich zittern und vor denen die mütterliche Liebe sie nur hie und da zu bewahren vermag. Noch schlimmer aber wird es, wenn die Mutter die eine Tochter vor den unnatürlichen, blutschänderischen Zumutungen des Vaters schützen und es über sich ergehen lassen muß, daß die andere jüngere Tochter sich nicht schützen lassen will. Ganz unbegreiflich ist es einem, daß diese rechtschaffene, brave Frau, die in allem Elend doch noch die guten Grundsätze ihres offenbar ehrbaren Elternhauses hoch hält, die ihre Kinder zur Ordnung, Reinlichkeit, anständigem Lebenswandel erziehen möchte, nicht die Kraft findet, sich von diesem Manne zu trennen, der, wohl von Hause aus leichtsinnig veranlagt, durch die Trunksucht immer tiefer in alle Laster hineingekommen ist und dessen Jähzorn, durch das Trinken bis zur Tobsucht gesteigert, die Angehörigen und Hausgenossen mehr als einmal aufs äußerste gefährdet. Die ökonomische Abhängigkeit ist es nicht, die die Frau an den Mann fesselt; die Rücksicht auf die Kinder würde eine Scheidung dringend gebieten; und doch scheint weder der Frau noch den Kindern kaum ernsthaft der Gedanke an eine Trennung gekommen zu sein. Ist es Liebe, ist es kindische Anhänglichkeit, ist es Sklaventum oder ist es dieselbe resignierte Annahme „das Weibervolk gelte nichts vor dem Gericht“,

die auch die Tochter später einmal daran abhält, einen der sie bis zum Blutbrechen mißhandelt hat, zu verklagen?

Ebenfalls aus mißverstandener Liebe heraus begeht die Mutter ein zweites Unrecht an ihrer Tochter, indem sie ihr auf dem Todbette das Versprechen abnimmt, ein Verhältnis, das sich zwischen ihr und einem jungen Verwandten angebahnt hat, abzubrechen. Sie fürchtet die zu nahe Blutverwandschaft und die nachteilige Einwirkung, die dieselbe auf die Nachkommenschaft ausüben könnte. Sie schließt damit aus dem Leben der Tochter denjenigen Mann aus, der es am treuesten und uneigennützigsten mit ihr gemeint hat und liefert sie, das zwanzigjährige, lebenslustige, unbeschützte, widerstandsschwache junge Ding der rohen Begehrlichkeit ihrer Kameraden aus. Freilich hatte auch schon zwischen diesen beiden jungen Leuten ohne Wissen der Mutter ein geschlechtlicher Verkehr stattgefunden: aber nur so lange als die beiden an die Möglichkeit einer spätern ehelichen Vereinigung glauben durften; als sie wußten, daß daraus nichts werden könnte, kamen sie beide überein, „das andere nütze nichts mehr, wenn sie doch nicht zusammen kommen."

Die Trauer um die Mutter, der sie gewissenhaft auch durch Fernbleiben von Tanzplätzen und andern Belustigungen Ausdruck gibt, hält sie zuerst vor den Versuchungen ihres Alters und ihrer Klasse fern. Aber dann erwacht die Freude an Tanz und Vergnügen wieder, und sofort stellt sich auch ein neuer Verehrer ein. Ein halbes Jahr lang bleibt es ein mehr kameradschaftliches Verhältnis; dann aber kommt es auch hier zu einem geschlechtlichen Verkehr. Bald muß sie feststellen, daß er nicht ohne Folgen geblieben ist und von nun an ist in ihrem Leben nichts anderes mehr als Jammer, Kummer, rohe Vergewaltigung und Knechtschaft zu verzeichnen. Sie selbst sähe dem Kind mit Freuden entgegen, wenn ihr auch etwas von der Verantwortlichkeit der Mutterschaft bangt, aber der brutale Kerl, dem sie sich hingegeben hat, bedroht sie auf die schrecklichste Weise, wenn sie die Frucht ihres unerlaubten Verkehrs nicht vernichte. Aus Furcht gibt sie vor, ihm zu willfahren und muß darum vor ihm und aller Welt ihren Zustand verbergen. An einem Sonntag Morgen bringt sie ein totgeborenes Kind zur Welt; sie könnte es mit Leichtigkeit auf die Seite schaffen, aber die leidenschaftliche Zärtlichkeit, die für das trotz Kummer und wahnsinniger Angst doch ersehnten Kindes in ihr erwacht ist, trägt sich nun auf die kleine Leiche über, von der sie sich nicht zu trennen vermag. Etwa zwei Monate lebt sie dieses heimliche Leben mit dem toten Kind, das sie in einem Schopf verborgen hat und nach dem sie immer und immer wieder sieht, wie nach einem kostbaren Schatz. Endlich führt sie selbst halb absichtlich die Entdeckung herbei, sie kommt vor Gericht und wird zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Nach dem Gefängnis beginnt wieder eine Zeit des Herumziehens und Wechselns von Arbeitsplatz und Kostort, und vor allem gerät das Mädchen jetzt erst recht in die Gewalt der

wüstesten Gesellen. An einem schlechten Kostorte ist es ganz der rohen Gier und den schlimmsten Mißhandlungen betrunkener Hausgenossen ausgesetzt. Zwar lernt sie einen Mann kennen, der ein tieferes Wohlgefallen an ihr findet und ihr die Ehe verspricht, „auch wenn ihr Verkehr Folgen habe!“ Sie will aber von einer Ehe nichts wissen, so lange er vom Trinken nicht lasse und sogar als sie schon merkt, daß sie ein Kind erwartet, sagt sie ihm, er solle nicht mehr kommen, „sie wolle das Kind lieber allein haben, wenn er doch immer nur so fortfahre.“ Mit Freuden konstatiert sie dann, daß ihre Festigkeit nützt und er, um sie zur Frau zu gewinnen, von seinem Trinken läßt. Nun sparen sie gemeinsam auf den neuen Haushalt und auf das erwartete Kind hin; hart ist das Los des Mädchens auch jetzt, wo es trotz körperlicher Leiden und vollständiger Erschöpfung tagsüber die Arbeit in der Fabrik verrichten muß und Abends dem Manne ausgeliefert ist, dem es keinen Widerstand zu leisten vermag. Aber die schlimmste Qual steht ihm noch bevor; allmählich geht ihm die Erkenntnis auf, daß das Kind früher als es erwartet wurde, eintreffen wird, und somit nicht das Kind des Verlobten sein könne. Die Entdeckung ist umso entsetzlicher, als der Verlobte, durch Sticheleien von Kameraden aufmerksam gemacht, ihr mit Selbstmord und allen möglichen Schrecknissen droht, wenn es sich herausstellen sollte, daß sie nicht sein Kind erwarte. Wenige Tage vor der Hochzeit gebiert sie das Kind, wieder ganz allein ohne allen Beistand und wieder muß sie die Geburt verheimlichen. Auch dieses Kind kommt tot zur Welt und wieder muß die Unglückliche den ganzen Schatz ihrer mütterlichen Liebe und Zärtlichkeit an eine kleine Leiche verschwenden. Welche Mutter, die ein lebendes Kind an ihre Brust hat drücken dürfen, wird nicht von Mitleid erfaßt für sie, die das tote Kindlein heimlich unter der Decke an ihre Brust legt und deren erster Gedanke sein Erwachen ist, ob doch auch das Kindlein noch da sei, das Kindlein, das sie ihr mühsam errungenes Lebensglück, ihr Heim kosten wird. Denn natürlich kann sie auf die Dauer das Geschehene nicht verheimlichen und die hilflose Angst vor der sicheren Entdeckung der wahren Tatsache begleitet sie von der ersten Stunde an in die Ehe und verdirbt ihr die paar wenigen Monate, in denen sie sich einmal einer freundlicheren, geordneten Häuslichkeit freuen könnte. Als der Mann zuletzt auf eine ärztliche Untersuchung dringt, steigert sich diese Seelenqual zu einem solchen Grade, daß eine Internierung ins Irrenhaus nötig wird. Dort findet die junge Frau langsam ihr seelisches Gleichgewicht wieder und dort ist es auch, wo sie auf Anraten des Arztes ihr schweres Lebensschicksal niederschreibt, dieses Schicksal, in dem sich alle Liebe in Leid und Bitternis verwandelt. Die Liebe zur Mutter kostet sie den Verzicht auf die erste Jugendliebe; die Liebe zum Mann bringt sie in das elende, schmähliche Abhängigkeitsverhältnis, in dem sie aus Furcht vor seiner Ungnade wider besseres Wissen und Gewissen die Wahrheit verbirgt: die Liebe zu den unter tausend Aengsten

und Nöten mit banger Freude erwarteten Kindern muß sich in heimlichem, scheuem Betrachten und Liebkosen der kleinen Leichen Genüge tun. Wohl kann man, wenn man will, von einer Schuld reden, die all das Unglück auf sie herab beschworen hat; aber ich glaube, daß niemand sich dem Eindruck entziehen kann, wie viel schwerere Schuld an ihr begangen worden ist. Die Alkoholseuche, die sozialen Verhältnisse, vor allem aber die ungleiche Stellung von Mann und Frau, sind viel mehr als die eigene Schuld die Faktoren, die in diesem Lebensdrama zur Katastrophe führen. Clara Ragaz.

„Mit Kirchengeschichte, was hab ich zu schaffen?"

So hat bekanntlich Goethe ausgerufen. Der von seinem Geiste stark beeinflußte Jenenser Kirchenhistoriker Hase hat ein halbes Jahrhundert später im Vorwort zu seiner großen Kirchengeschichte geschrieben: „Wir gehen einer Zeit entgegen, in der man die Kirchengeschichte zur allgemeinen höhern Bildung rechnen wird." Dieses Wort hat unser Zürcher Kirchenhistoriker Professor Walther Köhler an die Spitze seiner Antrittsvorlesung gestellt. Diese ist inzwischen als Broschüre erschienen*) und ist in der Tat geeignet, dem Laien zu zeigen, wie hochinteressant diese Wissenschaft ist, deren Name schon manchen erschreckt, und wie eigentlich alle Grundfragen unseres Geisteslebens mit ihr aufs Engste zusammenhängen. Jeder Leser dieser geistvollen, schön geschriebenen, von umfassender Gelehrsamkeit zeugenden und doch in der Hauptsache für jeden Gebildeten verständlichen Schrift wird denn auch den Eindruck haben, daß Kirchengeschichte, in diesem Sinne vorgetragen, eine sehr interessante Sache sein müßte. Sie sei denn auch nicht bloß den Theologen, sondern auch den Historikern und Philosophen unter unsern Lesern warm empfohlen. Nicht nur berührt der Text eine Fülle von Problemen und Gesichtspunkten, sondern es kommt dazu noch eine in Anmerkungen untergebrachte, sehr reiche Fracht von Gelehrsamkeit und anregender Diskussion.

Die Neuen Wege wollen kein Theologenblatt, überhaupt keine wissenschaftliche Zeitschrift im engeren Sinne des Wortes sein. Darum muß ich es mir versagen, an dieser Stelle mit dem Verfasser auf eine ausführliche Diskussion über die Hauptthese seiner Schrift einzutreten. Nur einige Andeutungen darf ich mir wohl erlauben. Es ist des Verfassers Bemühen, gegen die in der Kirchengeschichte wie in der

*) Idee und Persönlichkeit in der Kirchengeschichte. Tübingen. J. B. C. Mohr. 1910. Preis 2 Mark.